

Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

1915. * Nr. 25.

Selbst gerichtet.

Nach den Aufzeichnungen eines Kämpfers aus den Befreiungskriegen.
 (Fortsetzung.) Von M. Löbell. (Nachdruck verboten.)

Das waren Räthselworte für mich, und zu verwundern ist es wohl nicht, wenn so überraschende Aussichten mir alle Besonnenheit, alle Geistesgegenwart raubten, deren ich bedurfte, sie vernünftig aufzufassen.

„Es kommt nämlich“, fuhr Herr du Cressant nach einer kurzen Pause fort, „darauf an, ob Sie sich entschließen können, eine junge und schöne Dame aus hoher Familie zu heiraten.“

„Zu heiraten?“ versetzte ich lebhaft, „eine junge, schöne Dame?“

„O, weshalb nicht, wenn —“

„Ich dachte es wohl“, fiel du Cressant rasch und mit feinem Lächeln ein, „daß Sie der Mann sein würden, dessen ich bedarf.“

Meine Aufregung hinderte mich, den Sinn dieser Worte zu erfassen, und wem würde es wohl nicht auch so ergangen sein?

„Gestatten Sie, mein Herr“, war meine Gegenrede, „ich möchte wissen, ob das, was Sie mir da sagen, Scherz oder Ernst ist?“

„Durchaus Ernst!“ entgegnete er mit Würde. „Diese Dame befindet sich in einem Kloster. Sie sind, wie ich glaube, Ihr eigener Herr. Willigen Sie in meinen Vorschlag, so wird sie es morgen verlassen. Die Formalitäten werden auf Veranlassung des Herrn Herzogs abgeklärt, und nach der Vollziehung des Ehekontraktes, den Sie übrigens noch heute unterzeichnen können, wenn Sie wollen, sind zwölftausend Livres Rente Ihr Eigentum.“

Es bedurfte für mich keiner weiteren Worte, um auf den Vorschlag einzugehen. „Nun gut“, rief ich aus, „ich willige ein!“

„Bitte, so folgen Sie mir!“ Er schellte und ein Diener trat in das Zimmer, der den Auftrag erhielt, einen Wagen vorfahren

zu lassen. Wir stiegen ein und fuhren zu einem Notar, wo ich in der nächsten Viertelstunde einen Kontrakt unterzeichnete, dessen Inhalt mir in Wahrheit die genannte Summe aus dem Besitztum meiner Zukünftigen zusicherte. Es wurde im übrigen darin eine vorläufige Trennung der Güter festgesetzt, die mir jedoch wenig Kummer bereitete.

Am folgenden Tage nach einer entlegenen Pfarrkirche einer Vorstadt beschieden, fand ich hier du Cressant in Gesellschaft einer lebenswürdigen, jungen Dame, deren seltene Anmut mich sofort gefangen nahm. Ein so blühendes, reizendes Wesen hatte ich noch nicht gesehen; Unschuld, Sanftmut und Frömmigkeit schienen sie gebildet, die Grazien selbst sie geschmückt zu haben, und das für mich, für mich Glücklichen, Beneidenswerten! Meine schüchternen und doch glühend auf sie gerichteten Blicke sprachen, was ich für sie empfand, und ich gab mich um so widerstandsloser dieser mir mehr und mehr erfüllenden Empfindung hin, je rechtmäßiger sie mir als mein ersehntes Weib erschien; mit Entzücken glaubte ich in ihren verlegen und verschämt zu Boden gerichteten Augen eine

günstige Antwort auf die Sprache meines Herzens zu lesen.

„Meine Wonne stieg mit jedem Augenblicke, und es drängte mich, du Cressant in den tiefgefühltesten Worten meinen Dank auszusprechen.“

Er unterbrach mich mit der Erinnerung, daß alles zu der Zeremonie bereit sei und diese sofort beginnen werde.

„O —, nie hat der Himmel falschere und nichts würdigere Gelübde vernommen, wie sie nun von



Erzherzog Karl Franz Joseph, der österreichisch-ungarische Thronfolger,

läßt sich verdiente österreichische und deutsche Offiziere vorstellen. Unsere Aufnahme zeigt ihn in der Unterhaltung mit zwei deutschen Offizieren. (Allophot, Wien.)

uns am Fuße des Altars abgelegt wurden! Es war geschehen. Wir traten aus der Kirche; ein Wagen stand vorzufahren, in den die mir Angetraute stieg. Ich folgte mit du Cressant in einem zweiten Wagen. Nachdem wir eine Weile gefahren waren, hielt er zu meiner Verwunderung vor dem Hause, in dem ich wohnte. In meinem Zimmer angelangt, legte du Cressant eine Geld-

rolle auf den Tisch, indem er sagte: Sie empfangen hier im Voraus den vierteljährlichen Betrag der Ihnen ausgesetzten Rente, die Ihnen für die Folge nicht minder pünktlich ausgezahlt werden soll. Jetzt übrigens, mein Herr de Brancailles, steht nichts Ihrer Rückkehr nach der Provinz entgegen, und, um die Wahrheit zu sagen, glaube ich, daß Sie wohl tun werden, nicht zu lange damit zu zögern!

Ich stand währenddem am Fenster und blickte unverwandt auf die Straße, mit Ungeduld meine junge Gattin erwartend. Wie denn, entgegnete ich etwas verduht, und meine Frau?

Die müssen Sie schon zu vergessen suchen! war die Antwort. Was wollen Sie damit sagen? fragte ich erregt, indem eine böse Ahnung in mir aufstieg.

Nun, daß Sie verheiratet und zu gleicher Zeit auch Ihrer Verbindlichkeiten ledig sind, gab er mir mit erzwungenem Lächeln zur Antwort. Sie werden, mein junger Freund, der glücklichste Ehemann sein! Wie viele gibt es, die Ihr Los beneidenswert finden würden!

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und mit halberbitterer Stimme sagte ich: Ich durchschaue alles, und ich fordere Sie auf, mir ohne Rückhalt zu erklären, was der alberne Streich bedeuten soll, den man die Dreistigkeit gehabt hat, mit mir zu spielen!

Er sah mich höhnisch einige Sekunden lang an und antwortete: Meine Weisungen gehen nicht so weit, Ihnen auf dergleichen Fragen Rede zu stehen. Leben Sie wohl, mein Freund!

Mit diesen Worten verließ er eiligst das Zimmer, begab sich in den auf ihn wartenden Wagen und fuhr davon. Ich blieb in ohnmächtiger Wut zurück, und keines Wortes mächtig, sank ich in einen Sessel und blieb ohne Bewegung liegen.

Als ich mich erholt hatte, machte ich mich auf den Weg, du Graf ant aufzufuchen. Jedoch vergeblich, und wie oft ich auch in dem Hotel des Herzogs nach ihm fragte, niemand schien dort weder ihn noch mich zu kennen, und endlich wies man mich kurzerhand ab.

Bergebens suchte ich den Aufenthalt meines mir feierlich angetrauten Weibes zu ermitteln. Ich wußte nicht einmal den Namen des Notars, bei dem ich den Ehekontrakt unterzeichnet hatte. Wen sollte ich zur Rechenschaft ziehen oder anklagen? Vier Tage vergingen mir so unter vergeblichen Bemühungen, wobei Seelenqual, Rachegefühl und die Empfindung beschämenden Genarrtseins vielleicht noch nicht die ärgsten meiner Martern waren, denn um alles zu gestehen, weit noch mehr als jene Zustände fühlte ich mich von der heftigsten Leidenschaft für meine unbekannte Gattin gequält. Unablässig schwebte ihr reizendes Bild vor meiner aufgereizten Phantasie, strahlte ihr Lächeln mich glück- und liebeverheißend an. Ich durcheilte fast jede Straße von Paris, ließ jedem Wagen nach, in dem Frauen saßen, stürzte wie ein Wahnsinniger herum, aber nirgends, nirgends eine Spur von meinem unbekannten Weibe. Endlich mußte ich mich überzeugen, daß mich dieses törichte Treiben nie zu einem Ziele führen konnte. Ich beschloß, am nächsten Tage einen Rechtsgelehrten zu befragen, und etwas beruhigt durch diesen Entschluß, war ich eben beschäftigt, mein Erlebnis zu Papier zu bringen, als ein starkes Klopfen an der Thür mich zusammenfahren ließ. Ich öffnete und ein Diener der oberen Polizeibehörde trat herein, der mir den Befehl überbrachte, Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und mich der Stadt nie weiter als bis auf eine Entfernung von fünfzig Lieues zu nähern. Das brachte mich zur Besinnung; ich weinte Tränen ohnmächtiger Wut und ungetriggten Rachedurstes. So begriff ich endlich, daß mir weiter nichts übrig blieb, als mein Abenteuer mit dem tiefsten Stillschweigen zu begraben, und unverzüglich schiedte ich mich an, dem Befehle Folge zu leisten. In der Frühe des folgenden Morgens verließ ich Paris, und obgleich ich niemand anvertraut hatte, wohin ich mich begeben würde, erhielt ich doch mit Ablauf jedes Vierteljahrs meine Rente nach einer kleinen Küstenstadt der Normandie, wohin ich meinen Wohnsitz verlegte, richtig zugesendet.

Die Langweiligkeit und Ode dieses Aufenthaltsortes vertrieben mich endlich aus dem Städtchen, worauf ich zu meinem Unglück Valogue wählte. Dieser Ort war damals, besonders während der Wintermonate, der Rendezvous- und Sammelplatz des Adels der Normandie. Man gab dort Gesellschaften, Bälle und wußte Neuigkeiten, die die ersten Kreise von Paris beschäftigten. Verschiedene Persönlichkeiten aus der Valoquer Gesellschaft, die Reisen gemacht oder sich einige Zeit in Paris aufgehalten hatten, taten gern mit dem, was sie gehört und gesehen, wichtig, und wie solche Kleinstädter sind, erzählten sie überall von ihren ausgezeichneten Verbindungen und Bekanntschaften. Einst befand ich mich in einer vornehmen Gesellschaft. Ein Herr in Uniform trat zu mir und sagte, mich scharf fixierend:

Verzeihen Sie, Ihr werter Name ist de Brancailles, nicht wahr? Sind Sie vielleicht ein Anverwandter der Frau Marquise

de Brancailles zu Paris? Wahrscheinlich, das ist eine Dame von außerordentlichem Einfluß! Sie spielt eine große Rolle, und falls ich mich in meiner Voraussetzung nicht irre, so habe ich die Ehre, mich Ihrer Protektion im Voraus zu empfehlen!

Bei diesen Worten stieg mir das Blut zu Gesicht, jedoch gelang es mir, meine Aufregung möglichst zu verbergen und in gleichgültigem Tone zu antworten:

Ich kann vielleicht, ohne es zu wissen, mit dieser Dame verwandt sein; ihre angesehene Stellung indes und ihr Einfluß sind Neuigkeiten für mich, so wie ich auch über die Art und den Grad der Verwandtschaft zwischen ihr und meiner Familie keine Auskunft zu geben vermag, welche letztere übrigens aus der Bretagne zu Hause ist!

Ganz recht, entgegnete der Fremde lebhaft, der Gemahl der Marquise stammt auch aus dieser Provinz. Er soll ein Sonderling sein, ein seltsamer Mensch. Sagen Sie selbst, daß, nachdem man sich dazu verstanden hat, der Geliebten eines großen Herrn keinen Namen zu leihen, es wenigstens unschlug ist, davon nicht den möglichsten Vorteil zu ziehen. Man sagt, der gute Mann bringe auf trübselige Weise seine Tage in irgendeinem Winkel der Provinz mit einer sehr mäßigen ihm ausgeworfenen Rente hin, während er, wenn er klug wäre, eine ganz andere Summe von seiner teureren Hälfte erlangen könnte!

Ich war vor Aufregung kaum meiner noch mächtig. Zum Glück achtete der andere nicht darauf und fuhr mit geläufiger Zunge noch eine Weile mit ähnlichen Mitteilungen fort.

Mein Herr, fiel ich ein, als er endlich schwieg, Sie drücken sich da ziemlich leicht über Dinge aus, die durch den Namen, den ich führe, mir nicht ganz gleichgültig sein können!

Ich spreche auch, entgegnete er höflich, ohne alle Beziehung auf Sie; solche Vorkommnisse sind übrigens in unserer Zeit nicht so ungewöhnlich, und ich war in allem, was ich Ihnen da mitteilte, nichts als das Echo der feinen Zirkel von Paris!

Lassen Sie uns davon abbrechen! sprach ich trocken; es werden in jenen Zirkeln viel Albernheiten zusammengetragen!

Gewiß, das gebe ich zu, war seine Antwort, jedoch noch lange nicht so viel, als wirklich begangen werden!

Es war mir gelungen, das Gefühl der Demütigung und des Schmerzes, das mein Inneres durchwühlte, auf keine Weise merkbar werden zu lassen. Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, entfernte ich mich aus der Gesellschaft, wo mir der Zufall in so unverhoffter Weise Aufschluß über mein Abenteuer zu geben wußte. Im ersten Augenblick des Alleinseins aber brach ich in ein Hohnlächeln über meine Einfalt aus, die mich bis jetzt den wahren Zusammenhang nicht hatte erraten lassen. Dann aber ging dieses in eine grenzenlose Bitterkeit über, in der das Gefühl der schmachvollen Rolle, zu der ich mich verurteilt sah, mich förmlich in Raserei versetzte. In diesem Zustande beschloß ich, allen Gefahren zum Trotz, geradeswegs nach Paris zu reisen und durch meine Gegenwart der Beschimpfung, die man mir angetan, ein Ende zu machen, ein Schritt, den ich für leicht und ganz ausführbar hielt, weil er rechtmäßig und mit der Ehre in Übereinstimmung war. Doch wie wenig kannte ich Paris und den Lauf der Welt!

Kaum in der Hauptstadt angelangt, ließ die in mir herrschende Erregung mich ohne Verzug die Spur der Marquise aufsuchen, die meinen alten Namen zum Gespötte gemacht hatte. Er war so bekannt geworden, daß es mir leicht wurde, die nötigen Erkundigungen einzuziehen. Ich gebrauchte die Vorsicht, in dem Hotel, wo ich einkehrte, einen andern Namen anzugeben. Da durch glaubte ich die Wachsamkeit der Polizei leicht täuschen zu können, und ich bereitete mich in aller Ruhe zu dem entscheidenden Schlage vor, der mein beleidigtes Ehrgefühl als einzige Genugthuung verlangte. Die heftige Leidenschaft, die mir die Glende eingebläst hatte, war zu glühendem Haß geworden, und wenn aus der Erinnerung ihr Bild hervortrat, so diente es nur dazu, meinen Durst nach Rache und Vergeltung stärker zu entflammen.

Bald hatte ich sie entdeckt. Tags darauf begab ich mich nach dem prächtigen Hause, an dem sich ein Schild mit meinem Namen befand. Zögernd las ich ihn. Dann trat ich ein und verlangte dringend der Frau Marquise meine Aufmerksamkeit machen zu dürfen. Ich schützte eine dringende und wichtige Angelegenheit vor und nannte mich mit einem andern Namen, als ich ihn im Hotel angegeben hatte. Man wies mich in ein eine Treppe hoch gelegenes Zimmer, und kaum atmend stieg ich zu demselben hinauf. Dasselbst wiederholte ich meinen Wunsch bei einem Lakaien, der mir jedoch in kurzem Tone antwortete:

Ich reichte ihm ein Geldstück, alsdann er sich in Gefälligkeiten zu überbieten suchte. Nach einer Viertelstunde, die die Furcht, erkannt zu werden, ins Ungemessene ausdehnte, öffneten sich mir die Türen. Ich warf kaum einen Blick auf den Glanz und die Appigkeit, die mich aus der Einrichtung des reich verzierten

Borgemachtes ansprachen, mit steigender Ungebuld erwartete ich das Erscheinen der Gebieterin. Endlich trat sie aus einem anstößenden Zimmer. Sie schritt langsam und mit jener Miene von Protektion und Würde vor, die ein eitles Weib leicht annimmt, wenn sich täglich Personen um ihr Wohlwollen und ihre Fürsprache bettelnd und unterwürfig bemühen. Aber kaum war sie näher getreten, als ihr plötzlich eine Erinnerung an die Züge dessen, dem sie am Altar einst Treue gelobt hatte, aufzudämmern begann.

„O, welche Ueberraschung! Wer hätte jemals geglaubt, Sie hier zu sehen, mein Herr! rief sie bellommenen Tones und mit einer Miene, in welcher Unruhe, Verlegenheit und erzwungene Freundlichkeit miteinander stritten.

„Die Ehre“, antwortete ich mit festem und bestimmtem Tone, führt mich hierher, aber ich müßte mich sehr irren, wenn ich sie zwischen diesen Wänden finden sollte! Du, Glende, hast nichts würdig an mir gehandelt und meinen Namen entehrt!

Diese unerwartete Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht, denn ungewisse Blicke um sich werfend, vermochte sie kein Wort hervorzubringen; ernst betrachtete ich sie. Ihre Schönheit erschien mir während der Zeit, da ich sie nicht wieder gesehen, noch vollendeter geworden zu sein, ja, sie prangte in einer wahrhaft dämonisch-bezaubernden Vollkommenheit, und die Bewegung, in der sie sich befand, gab ihr einen Ausdruck von Schüchternheit, der ihren Reiz noch mehr erhöhte. Aber mein Zorn flammte, durch ihren Anblick angefaßt, nur um so heftiger auf, und mit erhöhter Stimme begann ich von neuem:

„Glaubst du, Unwürdige, daß ich mich dazu verstehen werde, dein Treiben noch länger zu dulden? Rimmermehr! Ich verlange den Namen zurück, den man mir abgeleitet hat! Ich troße dem Zorn und der Macht jenes Schufes, dem du dienst, und wenn er den Gesetzen entgehen sollte, dann gibt es noch andere Mittel!“

Die Glende hatte während meiner Worte Zeit gehabt, sich zu sammeln und mit einer stolz sein sollenden Gebärde einen wütenden Blick auf mich schleudern, schrie sie:

„Was will dieser Unsinnige von mir? Wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht! Zu Hilfe!“ womit sie einem Tische zueilte, auf dem sich eine silberne Glode befand.

Nun hielt ich mich nicht länger. Sie mit kräftigem Arm umfassend, setzte ich ihr den Degen, den ich nach der Sitte der Zeit trug, auf die Brust, indem ich mit halberstimmter Stimme rief:

„Unselige, du bist des Todes, sobald du es wagst, Lärm zu verursachen!“

Der Schreck, den ihr mein Auftreten verursachte, begann ihre Willenskraft zu lähmen; ich fühlte sie in meinem Arm zusammen-sinken, sie wurde ohnmächtig. Ich hätte sie jetzt niederstoßen und unbehelligt entfliehen können. Ein solcher Gedanke durchfuhr mich auch, aber ihr hilfloser Zustand und ihre so verführerische Schönheit lähmten meinen Arm, und schließlich überkam mich ein seltsames Gemisch von Haß und Großmuth; es schien mir ungnädlich, mich an einer wehr- und bewußtlosen Feindin zu rächen. Ich ließ sie zu Boden gleiten und entfernte mich schnell und unbemerkt.

Nach einem so verzweifelten Beginnen hätte ich sofort auf meine Abreise Bedacht nehmen sollen. Aber in meiner törichtten Blindheit ging ich zu den Rechtsgelehrten, die am meisten in Auf-standen. Ich erzählte ihnen meine Geschichte und bat sie, mein Interesse gegen die Marquise zu vertreten, aber, wie lebhaft und unverhohlen sie ihrem Unwillen auch Ausdruck gaben, bei der Erwähnung eines geheimen Polizeibefehls, durch den mir Paris verboten war, lehnten diese Herren bis auf einen achselzuckend und bedauernd ab. Dieser besaß den Mut, sich meiner Sache anzunehmen. Beruhigt ging ich nach meinem Logis zurück, um einige Ruhe zu genießen. Im Vertrauen auf den vorgegebenen Namen schloß ich, erschöpft an Körper und Geist, in verderblicher Sicherheit ein. Da wurde um die Mitternachtsstunde mit Ungefläm an die Thür meines Zimmers geklopft. Ich meldete mich nicht, worauf Soldaten mit Gewalt eindringen, sich meiner bemäch-tigten und mir die Hände banden. Ihre Ordre war kurz und ge-messen: ich sei ihr Gefangener, den sie fortzuführen den Auftrag hätten. Sie schlepten mich nach einem festverschlossenen Wagen, drei meiner Hächer setzten sich zu mir, und dann ging es in schnellem Trab durch endlose Straßen fort. Endlich hielt der Wagen unter dem Tore eines finster und drohenden Gebäudes, das bei der nächtlichen Dunkelheit und dem inneren Aufruhr meiner Sinne mir um so furchtbarer erschien. Es war ein Gefängnis, in dessen dunkeln Räumen man mich in eine Zelle brachte. Nach einer dreitägigen Gefangenschaft wurde ich von meinem elenden Lager aufgerissen und ebenfalls zu nächtlicher Zeit an einen Ort ge-bracht, der das denkbar Entsetzlichste bot. Aber nicht nur, daß man mich hier in ein unterirdisches Verlies warf, man gesellte mich, um auch meinen Geist zu vernichten, zu einigen unglücklichen Menschen, die im Verlaufe jahrelanger Haft bereits ihre Ver-nunft verloren hatten. Fast nadend wie sie, mit Ketten gefesselt,

versluchte ich die Welt und meine Peiniger; aber je mehr ich in Verwünschungen und Toben ausartete, desto erbarmungsloser mißhandelten mich meine Wächter.

„O Erde“, schrie ich dann im Übermaß meiner Verzweiflung, indem ich, am Boden liegend, mich in diesen einzutrollen suchte, weshalb öffnest du dich nicht, um diese Menschenschinder zu ver-schlingen; weshalb, o Himmel, hast du kein Erbarmen und tötest mich nicht, um diesem Elend zu entkommen!“

Und in einer derart machtlosen Raserei vernahm ich dann das Hohngelächter und den Spott der sich an meiner Qual weidenden Hensler. Ohne Zweifel hatte man darauf gerechnet, daß meine Vernunft allmählich der Zerrüttung anheimfallen werde. Aber dieses sollte nicht geschehen. Mehr als zehn Jahre solcher entsetz-lichen Qualen haben mich dieses göttlichen Lichtes nicht zu berauben vermocht. Während der letzten Jahre meiner Gefangenschaft ver-sank ich nur in eine tiefe Niedergeschlagenheit, durch die die Wach-samkeit meiner Wächter mehr und mehr eingeschläfert wurde. Sie schenkten mir, von meinem anscheinenden Stumpfsein ge-täuscht, weniger Aufmerksamkeit, und diese Wendung erkennend, gab ich mir das Aussehen eines unheilbar Schwermütigen. End-lich, als andere Wächter an Stelle des bisherigen traten, nahm man mir die Ketten ab und versah mich mit Kleidungsstücken, auch gestattete man mir freiere Bewegungen und das Betreten des Hofes. Gegen das Ende der Gefangenschaft fiel mir öfters eine sonderbare Unruhe auf, die meine Wächter zu zeigen angingen. Es waren die Vorboden jenes gewaltigen Sturmes, der das ganze Frankreich zu erschüttern begann und dessen äußerste Schwingungen selbst bis hinter diese finstern Mauern reichten. Ich sah die Wächter nun oft heimlich und lebhaft miteinander schwäzen, wovon einzelne Worte ab und zu mein Gehör er-reichten, und dieses Geschwätz fesselte sie öfters derart, daß sie ihr Aufseheramt vernachlässigten. An einem Tage, wo ich im inneren Hofe eine außerordentliche Bewegung wahrnahm, schienen die Mienen der Leute ganz besondere Vorfälle anzudeuten. Sie standen in flüsterndem Gespräch beisammen und niemand mochte den schwermütigen Irren beachten, der stumm und trübe vor sich hinstarrte. Der Abend war bereits angebrochen, und ich fand im Begriffe, mein armeliges Lager aufzusuchen, als ein Soldat eilig und verstört auf den Hof gestürzt kam. Um Näheres zu erfahren, drängten sich die Wächter um ihn, welchen Augenblick ich dazu benußte, schnell und unbemerkt eine in den Vorhof führende Thür zu gewinnen. Ich fand sowohl diese als auch die andern Ausgänge unbesetzt, auch das Haupttor unbewacht, und endlich gelangte ich mit klopfendem Herzen hinaus in das Freie.

Es war fast dunkel. In der Nähe des düster emporragenden Gebäudes, dem ich entronnen, herrschte tiefe Stille. Aber ich glaubte in der Ferne einen dumpfen Lärm zu vernehmen, wie von zahlreichen Trommeln, und von Zeit zu Zeit ein Schreien unzähliger Menschenstimmen. Mir begegneten nur wenige eilig dahinschreitende Leute, und in der Befürchtung, wieder ergriffen und in meinen Kerker zurückgebracht zu werden, entfernte ich mich aus dieser Gegend, so schnell ich konnte. Die Angst besüßelte meine Schritte und trieb mich halb unwillkürlich dem Orte zu, von wo der Schall der Trommeln herzukommen schien. Da tönte von dem Turme einer Kirche hoch über mir die Sturmglocke. Laut und immer lauter nach allen Richtungen über das weite Paris wogten die schauerlichen Klänge, aber nirgends zeigte sich mir der Schein eines Feuers, das ich mir als Erklärung zurecht-zulegen suchte. Ich vermochte nicht zu begreifen, was vorging. Fast alle Häuser waren wie verödet und die sonst so glänzenden Läden zeigten sich geschlossen; kaum konnte man hinter den Fenstern hie und da ein Licht bemerken. So war ich allmählich in die Gegend der Tuilerien gekommen. Hier wurde es lebhafter um mich, und Menschen fast aller Stände wogten und drängten durcheinander. Mechanisch folgte ich dem Strome, dem stets näher ershallenden unaufhörlichen Trommelwirbel. Dazwischen klang jenes seltsame Geschrei, das zuweilen in eine stets wieder-kehrende Gesangsweise überging. Jetzt kam aus einer Seiten-gasse ein Trupp schreiender und singender Leute dahergezogen, die als Waffen Piken, Arce, Knüttel und ähnliche Werkzeuge schwenkten. Ich drückte mich bestürzt an eine Mauer und wollte den wüsten Haufen vorüberziehen lassen.

Aber bei dem Schein der zahllosen Fackeln erblickte mich ein wild aussehender Kerl, und mit dem Ausrufe: „Wer bist du?“ Nur immer mit!“ fühlte ich mich beim Arm erfaßt und in den Haufen gestoßen, worauf man mir eine rote Mütze auf den Kopf und eine Pike in die Hand drückte; fortgerissen mußte ich folgen.

„Freiheit und Gleichheit!“ scholl es von allen Seiten in meine Ohren. Nieder mit den Tyrannen! Verderben den Unterdrückten!“

Erst später erhielt ich Aufschluß, daß dieser Tag, der so manchen Kerker öffnete, derselbe war, der Frankreichs Monarchie nebst allen Staatseinrichtungen über den Haufen warf: der 10. August 1792.

Die Tullerien waren gestürmt, geplündert, verheert worden, und immer neue Scharen drängten sich herbei, um sich auf dem eroberten Kampfplatze des Sieges der neu ausgerufenen Freiheit zu erfreuen. Auch die Schar, in der ich mich befand, zog jetzt jubelnd und triumphierend durch das weit geöffnete Tor in das königliche Schloß ein, wobei sich meinen Augen überall ein entsetzliches Bild der Zerstörung zeigte. Zerstreute Waffen, zer-

stört auf meinen Weist. Der wildjauchzende Pöbel, der nach den Strophen des „ca ira“ über den Leichen beim Scheine der Fackeln tanzte, dazu megärenhafte Weiber, die bei der Plünderung der Gefallenen in Streit geraten waren, jagten mir ein Grauen ein, das ich nicht zu beherrschen vermochte. Es war für meinen geschwächten Körper, dessen Kräfte schon die Anstrengung der Flucht völlig erschöpft hatte, zu viel des Entsetzens. Da fielen die Rasenden über die Wein-

vorräte her, die sie aus den Kellern des Schlosses herbeischleppten, und ungeduldig, ihrer Trunksucht nicht schnell genug fröhnen zu können, zerchlugen sie Flaschen und Gefäße, so daß der edle Wein auf den Boden strömte und sich mit dem Blut der Toten mischte. Ich hatte mich hinter einer Tür bleich und matt an die Wand gelehnt.

Da trat aus einer nahe stehenden Gruppe ein Mann auf mich zu.

„Was fehlt dir, Kamerad?“ fragte er, mir eine volle Flasche reichend; „du scheinst kein Blut sehen zu können. Da trink dir Mut! Es lebe die Freiheit!“

(Schluß folgt.)

Im Schützengraben.

Kriegsnovelle von A. G. Krueger.
(Nachdruck verboten.)

Weit draußen im Riesmetale, just an der Stelle, wo der Angriff am weitesten nach Süden vorgedrungen war, gegenüber der französischen Befestigung am Tour de Paris, zogen sich die deutschen Schützengräben hin. Vor wenigen Tagen erst waren sie in einem glänzlichen Bajonettangriff den Franzosen abgenommen, und trotz mehrerer gewaltiger Vorstöße von den deutschen Truppen gehalten worden. Schließlich gaben die Franzosen weitere Angriffe auf und fanden sich gut oder schlecht in die Talsache des endgültigen Verlustes.

Sofort erschienen Pioniere und Artillerie bei der siegreichen Infanterie, den Jägern. Und alle drei Truppengattungen ließen es sich angelegen sein, die neu gewonnene Stellung so gewaltig zu befestigen und auszubauen, daß eine Rückeroberung sehr bald aller menschlichen Berechnung nach ausgeschlossen erscheinen mußte. Seither hausten diese drei Truppenkörper hoffnungsvoll und einträchtig in ihren neuen Befestigungen. Und es entstand

zwischen ihnen ein enges, kameradschaftliches Verhältnis, wie es selbst im Frieden kaum zustande gekommen war, einer dem anderen vertrauend, jeder auf die Unterstützung des anderen bauend, und alle jederzeit dem Tode in sein düsteres Auge schauend.

Überall an diesen Schützengräben hatte man sichere Unterstände eingebaut, Schlafgelegenheiten, ja ganze Wohnungen ausgehöhlt, welche die Besitzer so behaglich als möglich auszustatten bemüht waren. Der Phantasie und dem Dekorationsstalent jedes einzelnen blieb ein weiter Spielraum, innerhalb dessen sie sich



Vom Kriegsschauplatz in Deutsch-Südwestafrika. (Mit Text.)

brochene Geräte, insbesondere aber die blutenden Leichname der totenen Schweizer, die kurz vorhin ein Opfer der Volkswut geworden waren, hatten mich allmählich über die Vorgänge des Tages belehrt. Zunächst noch schüchtern, dann aber immer kühner und greller, mischte sich meine Stimme in das Freiheitsgeschrei dieses zügellosen, durch Leidenschaft und Trunkenheit in eine fortgesetzt steigende Aufregung geratenen Pöbels, dem ich nun folgte und in dessen Gemeinschaft ich den besten Schutz fühlte.

Indessen wirkte der Anblick der Greueltheten fast sinnver-



Einziges Friedhofsdenkmal für gefallene deutsche Soldaten. (Mit Text.)

tätigen konnten. Auch hier verlangte das deutsche Gemütsbedürfnis sein Recht. Und so war es denn kein Wunder, wenn man in diesen Wohnungen aus zerflossenen, verlassenen Siedelungen stammende Tische, Stühle, Betten, wohl auch Sofas und Sessel antreffen konnte, die ein sehr hübsches Bild boten.

Leutnant Brehmer von den schlesischen Jägern war es bedeutend schwerer geworden, zu einer „stangesgemäßen Villa“ in seinem Schützengraben zu gelangen, da sein Grabenteil aus einer für die Ewigkeit anscheinend hergestellten alten Römerstraße bestand. Die Wände des Schützengrabens wurden durch schier undurchdringliches Mauerwerk gebildet, das höchstens einer gehörigen Dynamitladung gewichen wäre. Und zu diesem Mittel konnte, obgleich



Linienfregatenseutnant Ritter v. Trapp, Kommandant des österr.-ung. Unterseesbootes U 5. (Mit Text.)

die Kameraden von den Pionieren gern ihre Hilfe geliehen hätten, aus naheliegenden Gründen denn doch nicht gegriffen werden. Trotz alles Suchens fand er keine „weiche“ Stelle, ergab sich endlich in sein Schicksal und beneidete seine Kameraden, die es an blutigen Wunden über seine Obdachlosigkeit keineswegs fehlen ließen.

Nun war aber Leutnant Brehmer bei seiner Truppe ganz außerordentlich beliebt. Und da seine Jäger überdies gern eigene Schlaf- und Wohngelegenheiten besaßen und noch viel lieber auf die Mithilfe der Nachbarn verzichtet hätten, begaben sich einige findige Köpfe ganz energisch an die Untersuchung des Mauerwerks.

Fast ein jeder zollbreit Boden desselben wurde beklopft und bekratzt, bis es denn auch wirklich gelang, eine dumpf klingende

Stelle ausfindig zu machen, die einen Hohlraum vermuten ließ. Diese Stelle befand sich lustig da, wo an der Römerstraße alles zerfallenes, halb verschüttetes Gemäuer aufragte — ein römisches Kastell konnte es dereinst dargestellt haben — und die Leute gingen nun dieser Stelle ganz energisch zu Leibe.

Den vereinten Bemühungen gelang es unerwartet schnell, einen Teil der Werkstücke zu entfernen. Dahinter zeigte sich den erstaunten Blicken ein großes Kellergewölbe, das nicht eine einzige schadhafte Stelle aufwies, und abgesehen von der gar nicht so bedeutenden Moderluft, die man antraf und die sehr bald entfernt wurde, durchaus bewohnbar war. Es war klar, daß man es hier tatsächlich mit einer jener uralten, römischen Befestigungen zu tun hatte, unter denen sich stets ausgedehnte Kellereien befunden haben.

Als Leutnant Brehmer mit der Sachlage bekannt gemacht wurde und zum ersten Male diesen Keller betrat, der Hunderte von Jahren still und friedlich



Professor Dr. W. Kelle,

um die Schutzimpfung gegen Cholera und Typhus verdienter Gelehrter. — Holphot. Wieser.

unter Trümmern, Schutt und Moder gelegen, stieß er einen wilden Zucker aus. Dann sicherte er seinen Leuten einen solennen Rotweinpunsch zu, befohl aber, reinen Mund über die neue Wohnung zu halten. Er wollte sich an den verblüfften Gesichtern der Kameraden weiden, wenn sie seine „Villa“ erblickten. Zuvor aber beabsichtigte er, sie erst einmal ordentlich einzurichten.

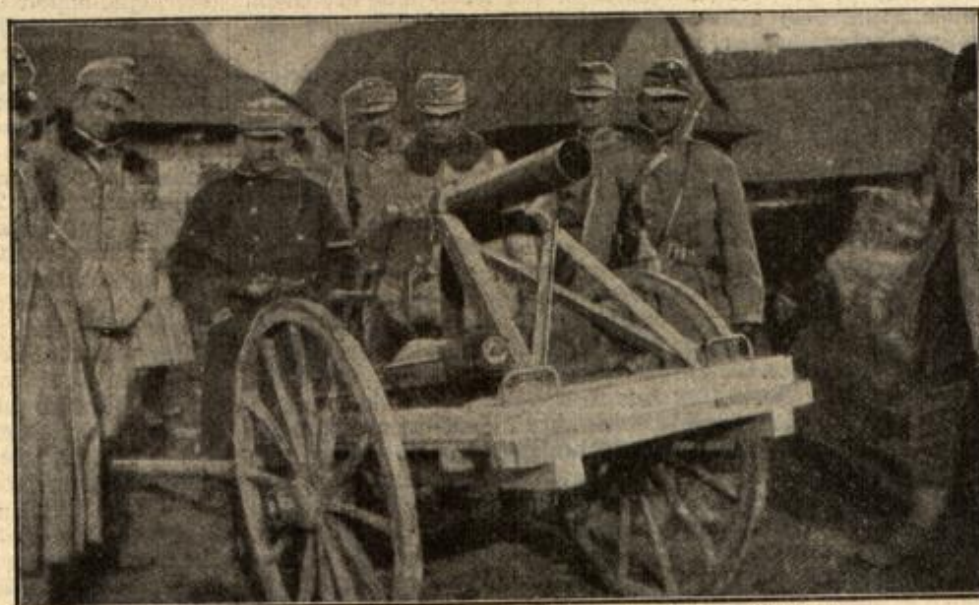
Sofort ging er mit seinen Jägern an die Arbeit. Der ganze Keller wurde in zwei Teile geteilt. Die größere Hälfte erhielten die Jäger zugewiesen. Und den kleineren Raum, der durch Bretterwände abgeteilt wurde, behielt er für sich. Und in der Einrichtung dieses Raumes übertrug er sich selbst.

Die Wände wurden tapeziert — die Mühe genug kostete die Herbeischaffung des Materials — und zwar die obere Hälfte mit einer roten Rosentapete, die untere



Geheimrat Prof. Dr. Richard Pfeiffer, um die Schutzimpfung gegen Cholera und Typhus verdienter Gelehrter. — Phot. Gebr. Barakch.

Ein österreich.-ungar. Minenwerfer neuester Konstruktion. (Mit Text.)



Ein österreich.-ungar. Minenwerfer neuester Konstruktion. (Mit Text.)

mit besserer Eintracht, dazwischen eine braune Eintrachtborte und oben eine gelbe. Die Decke stankte einer der Jäger schneeweiß unter Benutzung des hier vorkommenden Kreidesteins. In eine Ecke kam ein runder Tisch vor eine sauber gezimmerte Esbänke. Zwei andere Ecken zierten Borte für Lebensmittel und dergleichen. Ein Fenster zum Öffnen und eine Tür wurden hergestellt. Dazu kam noch ein Halbsofa mit drei Füßen, den vierten stellte eine Kiste her, und ein Tisch für Waschgeschirr. Freie Wandflächen dienten zur Aufnahme der Garderobe und der Ausrüstungsgegenstände. Die allermeiste Mühe verursachte die Anschaffung und Anbringung eines gut heizbaren Ofens. Aber auch das gelang. Und so stellte diese kleine Wohnung zuletzt eine Sehenswürdigkeit des Schützengrabens dar.

Mit hoher Befriedigung betrachtete Brehmer endlich sein wohl gelungenes Werk. Und als er dann noch für eine Batterie Rotweinflaschen und ein frugales Abendbrot gesorgt hatte, begab er sich vergnügt preisend zu den Kameraden, um sie zu einer kleinen Einweihungsfeier abzuholen.

Diese, die keine Ahnung von dem Reichtum des Kameraden hatten, schmunzelten, als sie seiner ansichtig wurden.

Und Hauptmann Mölde rief ihm lachend entgegen: „Na, kommen Sie schon rein, Brehmer, damit Sie sich auch mal 'ne Weile in einem anständigen Haushalt aufhalten können. Zur Gewohnheit darf das natürlich nicht werden. Denn, wie Sie sehen, sind wir hier etwas beschränkt!“

„Danke bestens, Herr Hauptmann“, antwortete Brehmer aber hochmütig. „Ich beabsichtige keineswegs, Ihr bishigen Armut zu kürzen. Der Zweck meines Besuches ist nur der, Sie alle zu der Einweihungsfeier meiner neu gemieteten und renovierten Villa einzuladen!“

Damit warf er einen verächtlichen Blick auf des Hauptmanns Wohnung, machte eine ermunternde Handbewegung nach der Tür und fügte ein freundliches: „Darf ich also bitten?“ hinzu.

Ein unbeschreibliches Hallo brach bei Brehmers Worten aus. „Was ist los?“ — „Wo brennt's?“ — „Das spukt hier doch nicht etwa?“ — „Brehmerchen, haben die französischen Windstöße nicht eine Erschütterung Ihres sensiblen Hirns bewirkt?“ So schwirrte es eine Weile verblüfft durcheinander. Und es dauerte lange, ehe die Offiziere sich von ihrem Erstaunen zu erholen vermochten.

Dann aber sprangen alle wie elektrifiziert auf, regelten schnell noch ihre dienstlichen Angelegenheiten und folgten Brehmer, der wie ein Triumpfhator siegesgewiß voranschritt.

Und in der Tat, er konnte zufrieden sein mit der Sensation, die er seinen Kameraden bereitet hatte. Deren Verblüffung kannte keine Grenzen. Mit der größten Genauigkeit nahmen sie unter großem Jubel die Wohnung wie ihre „Hilbvolle“ Einrichtung in Augenschein, gratulierten dem stolzen Leutnant zu seiner Erwerbung. Und Hauptmann Mölde erklärte kategorisch:

„Brehmer, ich miete Sie aus, mag es kosten, was es will!“

Endlich setzte man sich zu dem Abendbrot nieder, das unter heiteren Reden, guten und schlechten Witzen verzehrt wurde. Dann ließ Brehmer die Rotweinbatterie auffahren. Und nun wurde die Stimmung noch heiterer. Nach dem unumgänglichen Hoch auf den obersten Kriegsherrn gedachte man in mehr oder weniger gelungenen Ansprachen des freundlichen Wirtes, der Lieben daheim, der Gefallenen und verwundeten Kameraden. Und einzelne der Herren erinnerten sich wohl auch bei einem stillen Trunk noch anderer Wesen, die sie nicht öffentlich „begossen“ haben wollten.

Daß ab und zu das Donnertrachen einer in der Nähe krepierenden französischen Granate oder das dumpfe „Huuu — Arrt!“ eines Schrapnells in die Heiterkeit dröhnte, machte weiter nichts aus. Das kam jeden Augenblick vor. Daran war man schon gewöhnt. Heute dir, morgen mir.

Gerade als die Fröhlichkeit der Offiziere ihren Höhepunkt erreichte, plakte ein Oberjäger in das Zimmer und meldete mit blassem Gesicht, daß einer der Jäger, der sich im Hintergrunde des Mannschaftszimmers zu schaffen gemacht hatte, plötzlich mit einem Teil des Fußbodens in die Tiefe gesunken wäre. Alles Rufen nach ihm sei ganz vergeblich. Er melde sich nicht, auch scheine das nun schwarz und düster gährende Loch sehr tief zu sein.

Sofort sprangen die Offiziere von ihren Sitten auf und eilten in den anderen Raum, um den Tatbestand festzustellen.

Es fand sich alles genau so, wie es der Unteroffizier beschrieben hatte. Im Hintergrunde des Mannschaftsraumes befand sich eine düstere Öffnung im Fußboden. Das Mauerwerk schien durch das Jahrhundert währende Durchsickern des Regenwassers mürbe geworden, vielleicht die Stelle an und für sich schon schwächer gewesen zu sein, als das andere Gemäuer, hatte nun das Gewicht des immerhin schweren Mannes nicht mehr auszuhalten vermocht und war eingebrochen. Der Jäger aber gab kein Lebenszeichen, reagierte auf kein Rufen.

Eine Welle schauten die Offiziere sinnend auf das ominöse Loch. Dann rief Leutnant Heimert von den Pionieren:

„Hier hilft gar nichts weiter, sondern jemand muß runter und nachsehen! — Sie, der Unteroffizier da,“ wandte er sich an den Unglücksboten, „springen Sie mal schnell rüber nach dem Unterstand meiner Leute. Dort werden Sie den Sergeanten Kraft, auch die Pioniere Wegner und Schröder finden. Sie sollen schleunigst mit einem Rollblock, einem starken Tau, einem Flaschenzug, Seil und Grubenlampe herkommen. Aber sehen Sie selber sich äußerst vor. Um diese Zeit pflegen die Franzosen uns immer sehr gründlich zu beharfen. Sollte mir leid tun, wenn Ihnen was zustieße!“

Schleunigst eilte der Unteroffizier davon und Heimert wandte sich nun dem Loch zu. Geraume Zeit leuchtete er mit seiner elektrischen Taschenlampe daran herum, während ihm die anderen erwartungsvoll zuschauten. Endlich richtete er sich hastig auf und rief ganz erregt:

„Ich will Ihnen mal was sagen, meine Herren: Das ist hier keineswegs eine morische Stelle, sondern hier hat eine Falltür gefessen. Ob diese nun aus Stein, wie ich annehme, oder aus Holz, was auch möglich wäre, bestanden hat, werden wir ja sehr bald in Erfahrung bringen. Sehen Sie einmal hierher: Ganz deutlich werden Sie an diesen Bruchstellen erkennen können, daß da irgendein Gelenk gefessen hat.“

Damit beleuchtete er nochmals zwei Stellen des Loches und tastete daran herum.

„Richtig!“ fuhr er dann auf und beugte sich tiefer an den Rand. „Hier sitzt tatsächlich noch der Teil eines eisernen Scharniers! — Wetter, ja, wenn das die alten Römer gefertigt haben, dann alle Achtung! Besser machen wir's auch heute nicht! — Das Eisen ist natürlich im Laufe der langen Zeit durchgerostet, und als der Mann nun auf die Klappe trat, sank sie in die Tiefe. Klar wie Aischbrühl! — Aber kommen Sie nicht so dicht an den Rand, Herrschaften, damit nicht noch einer dem Jäger nachfolgt! — Mich soll nur verlangen, was ich da unten noch alles entdecken werde. Solche alten Ruinen verbergen manchmal ganz sonderbare Dinge!“

Förmlich enthusiastisch sprang er auf, schnallte den Säbel ab und zog die Uniform aus.

„Ja,“ rief erstaunt der Hauptmann aus, „wollen Sie selber denn da einfahren?“

„Aber ganz sicher!“ antwortete der nun in einer Lederjade dasiehende Leutnant. „Der Einstieg in solche alte Schächten ist nicht ohne Gefahr. Da kann man auf allerlei Widriges stoßen. Grubengase mögen vorhanden sein, schadhafte, gefährliche Stellen — da werde ich doch nicht unnötig einen meiner Leute der Gefahr aussetzen. So was mache ich stets selbst!“

Sein frisches, munteres Gesicht glänzte ordentlich vor Unternehmungslust. Aber seine hellen, grauen Augen trafen überall dort, wohin sie auch bligten, auf eigentümlich warme Blicke, denen der Hauptmann durch einen kräftigen Händedruck die Erklärung verlieh.

Witterweile langten die Pioniere mit dem Handwerkzeug an. Schnell war das Taugestell aufgestellt und befestigt, das Seil über das Rad gelegt und an jenes eine Stange geknotet. Und während der Leutnant die Grubenlampe an seiner Brust befestigte, machte der Sergeant die Glodenleine klar und knüpfte deren Ende dem jungen Offizier um den Leib.

Währenddessen hatte einer der Pioniere den Apparat zur Feststellung der Anwesenheit von Grubengasen in Bewegung gesetzt. Der Leutnant, der nun auf der Stange Platz nahm, ergriff den Apparat, wurde über das Loch gehoben und verschwand langsam, gemäß des Abrollens des von den Pionieren bedienten Seiles in der Tiefe. Neugierig drängten die anderen Offiziere um das Loch und beobachteten gespannt den Vorgang.

Nach ganz kurzer Zeit schon schlug die Glode an. Der Pioniersergeant kommandierte halt. Das Seil wurde locker. Mithin war der Leutnant bereits von seinem Platz gestiegen.

Und nun ertönte die Glode erneut zweimal kurz hintereinander, worauf der Sergeant sich den Schallbügel eines beweglichen Telephons um den Kopf legte und einen zweiten mit dem dazugehörigen Draht zu dem Leutnant in die Tiefe niederließ. Ein kurzes Gespräch folgte. Das Seil, das Heimert nach unten befördert hatte, wurde hochgewunden. Einer der Pioniere setzte sich in den Sitz, nahm ein zweites, dünneres Seil mit nach unten und verschwand ebenfalls in dem Loch.

Einige Minuten vergingen. Dann erfolgte das Signal zum Anholen. Die Last, die aufgewunden werden mußte, erwies sich aber als schwer. Zwei der Jäger wurden noch an die Gewindekurbel beordert. Und langsam kam nun das Seil nach oben. Auf dem Sitz saß der Pionier und hielt, teils in den Armen, teils an das Seil geknüpft — den vermißten Jäger.

Er war tot. Außer der zerstückelten Schabellende wies die Leiche einen Genidbruch auf. Der Mann mußte also in voller Wucht auf den Kopf gefallen sein.

Noch standen Offiziere und Mannschaften bei dem Toten, als wiederum hastig das Signal zum Niederlassen des Seils und

Begleitbild.



Wo ist der Vogelsteller?

gleich darauf zum Aufziehen gegeben wurde.

Jetzt erschien Leutnant Heimert an der Oberfläche. Hastig befreite er sich von Seil und Lampe, warf seine Uniform über, befahl dem Sergeanten, das Handwerkszeug an Ort und Stelle zu lassen, sich mit den Pionieren in ihren Unterstände einzuweilen zurückzugeben, und winkte dann den Offizieren, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

Hier erzählte er den hochaufhorchenden Kameraden unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, was er da unten alles gefunden: „Ja, meine Herren, so schloß er, „der Tod des armen Jägers hat dem Vaterlande

mehr genügt als irgendein anderer Heldentod! — Sofort werde ich mich nun zu Seiner Excellenz begeben, um über den Befund wie meinen Plan Vortrag zu halten, und . . .“

„Werde natürlich das Eisene Kreuz erhalten!“ ergänzte der Hauptmann lachend. „Ja, ja, diese feldgrauen Mantelwürfe!“

Heimert lachte. „Wird mit heißem Dank angenommen“, antwortete er vergnügt. „Andernfalls würde ich meine Pflicht auch ohne das tun! — Jamose Sache — muß klappen! — Die Folgen sind noch gar nicht zu übersehen“, rief er lebhaft die Hände. Dann verabschiedete er sich von den Kameraden und hastete eilig davon.

Noch in der Nacht begruben die Jäger ihren unglücklichen Kameraden. Ein dem Bataillon angehöriger Steinmetz richtete ihm einen Grabstein in der Form des Eisernen Kreuzes zu. Nur der Name stand darauf, das Datum seines Todes und ein „Lebewohl!“ Das war alles. Einfach, sinnig, kurz. So faßt der Deutsche die Kriegszeit auf.

Raum graute der Morgen, als es vor Leutnant Brehmers „Villa“ außerordentlich lebendig wurde. Er trank gerade seinen Kaffee, ließ aber sofort alles stehen und liegen, stürzte hinaus und machte die Honneurs.

Hoher Besuch war es, den er zu begrüßen hatte: der kommandierende General mit drei Herren des Stabes, der Brigadchef, der Kommandeur und die Hauptleute des Pionierbataillons, sein eigener Oberst und der Major vom Jägerbataillon, geführt von Leutnant Heimert, standen draußen. Und außerdem harrte hinter ihnen ein Pionierkommando mit allem möglichen Handwerkszeug für eine etwa zu leistende schwere Mantelwurfarbeit.

Sofort begab sich die Gesellschaft in das Mannschaftszimmer, wo zunächst einmal ganz genau das ominöse Loch besichtigt, der Unfall besprochen wurde. Dann faßte Leutnant Heimert noch einmal das Ergebnis seiner Untersuchung kurz zusammen. Endlich ergriff der General das Wort:

„Nun, dann meine ich, daß wir uns einmal hinunterbegeben, um die Sachlage anzusehen!“ sagte er, und sein Blick streifte kurz die Anwesenden. „Herr Leutnant, Sie übernehmen wohl die Führung?“

Heimert salutierte mit einem kurzen: „Zu Befehl, Excellenz!“ wandte sich an seine Leute und ließ das Einfahrtsgeschirr klar machen, worauf der Einstieg begann.

Zuerst sank er selber mit seiner Grubenlampe nieder, dann folgte eine Abteilung Pioniere mit Licht und Aufräumgeschirr. Für alle Fälle ließ man dann zwölf bewaffnete Jäger hinab. Und endlich wurden die Offiziere, Excellenz nicht ausgenommen, langsam in den Schacht hinuntergelassen.

Verblüfft schaute sich die Gesellschaft den im Licht der vielen Windlichter und Grubenlampen liegenden Raum an. Alles altes, wetterfestes Zyklopenmauerwerk mit einem Mörtel behandelt, der auch nicht die geringste Feuchtigkeit durchgelassen hatte. Wohl erhalten starrten die Mauern auf die Besucher nieder, die seit der

Minutzeit die ersten sein mochten, die diesen Raum betreten. Vollig trocken zeigten sich die Mauern des 15 zu 10 Meter großen rechteckigen Kellers, aus dem zwei ebenfalls gemauerte Gänge in die Tiefe des Berges führten. Das Erstaunlichste aber war die hier herrschende Luft. Keineswegs besaß diese den Gasgehalt, der in alten Bergwerken, verlassenen Schächten fast durchweg angetroffen wird. Sie muteten an, wie etwa die eines Grabgewölbes, etwas dumpf und schwer atembar, aber dennoch nicht ungesund. Unter allen Umständen mußte der Keller mit der Außenluft irgendwo und irgendwie in Verbindung stehen. Nach dieser, die nicht gleich festzustellen war, suchte man nicht lange. Hier handelte es sich um Wichtigeres. Die beiden Gänge nämlich, die fast direkt auf die französische Stellung zuzuführen schienen. Und alsbald begann die Untersuchung derselben.

Die Eingänge erwiesen sich als frei von Schutt, Geröll und dergleichen. Erzellenz bezeichnete den nördlichen als erstes Versuchsfeld. Voran einige Pioniere mit Windlichtern, die Leutnant Heimert, einen Kompaß in der Hand, anführte, betrat ihn die Gesellschaft alsbald. Er führte in genau westlicher Richtung in den Berg hinein, bestand ebenfalls im Anfang aus Zyklopenmauerwerk. In dem späteren Verlauf erwies er sich als in den Fels — Kalk und Sandstein — hineingebauen. Die Luft in dem Gange war, besonders je weiter man eindrang, nicht so gut als in dem zuerst betretenen Raum. Ein starker Fäulnis- und Modergeruch machte sich bemerkbar, der sich aus der Durchlässigkeit des Kalksteins erklärte. Hier war im Laufe der Jahre reichlich Wasser durchgesickert. Die Wände fühlten sich feucht an, auch standen auf dem Boden hier und da kleine Pfützen. Dennoch zeigte der Apparat des Leutnants keine Grubengase an. Wohl aber hatte sich das Gestein infolge des Wasserandranges stellenweise gelöst und war zu Boden gefallen, wo er hier und da erhebliche Schutthügel bildete, die von den Pionieren erst beiseite geräumt wurden.

Plötzlich machte der Gang ein Knie und führte nun in fast nördlicher Richtung weiter. Eine Untersuchung ergab sofort den Grund. An dieser Stelle bestand der Fels aus Granit, dessen Bearbeitung große Mühe erfordert hätte. Der alte Baumeister hatte es daher vorgezogen, diesem schwierigen Gelände auszuweichen.

(Schluß folgt.)

Die Betriebsanlagen der Unterseeboote.

Von Dr. B. Brand, Marburg. (Nachdruck verb.)

Das U-Boot kann man als ein Amphibium ansehen, dem einerseits die Vorteile dieser Doppelnatur zugute kommen, während ihm andererseits die entsprechenden Mängel anhaften. Vor allem ist dadurch die ganze Betriebsanlage und das Zusammenwirken der inneren maschinellen Einrichtungen so verwickelt und kunstvoll, daß man sich, wenn man es nicht mit eignen Augen gesehen hat, kaum einen Begriff davon machen kann, welches Maß von Wissen, Arbeit und Erfindungsgabe dazu gehört hat, um die vollkommenen Boote zu schaffen, die den Gegnern zum Schrecken geworden sind.

Deutschland hat am längsten mit dem Bau der U-Boote gezögert, aber damit viele Menschenleben und Millionen an Geld gespart und steht jetzt doch an der Spitze. Die deutschen Boote sind keine eigentlichen Unterseeboote, sondern sog. Tauchboote, die im Gegensatz zu den reinen Unterseebooten aus zwei Hüllen bestehen, der inneren zylinderförmigen, dem sogenannten Druckkörper, und der von dieser in bestimmtem Abstand liegenden zweiten äußeren Hülle, dem Schiffsrumpf! Der Hohlraum zwischen beiden enthält Wasserballast und flüssigen Brennstoff für die Motoren.

Als Antriebsmotor kommt für die Überwasserfahrt nur der Verbrennungsmotor in Frage, da er erheblich leichter ist als die Dampfmaschine, und das An- und Abstellen leichter vor sich geht. Der Auspuffschall wird durch Wassereinspritzung oder besondere Auspuffstempel gedämpft. Während England Gasolin als Brennstoff bevorzugt, benutzt Deutschland, ebenso wie Frankreich und Rußland, sogenannte Schwerölmotoren da die Gasolinmaschinen große Explosionsgefahr aufweisen, die man in England allerdings durch Mitzuführen von weißen Mäusen, die gegen Gasolinämpfe sehr empfindlich sind, rechtzeitig zu erkennen sucht. Für Unterwasserfahrt ist natürlich der Wärmemotor wegen des Luftverbrauchs und der sich entwickelnden Gase nicht zu verwenden; das Tauchboot arbeitet unter Wasser mit elektrischem Antrieb und Akkumulatoren, die eine besondere Bauart besitzen müssen, um z. B. das Ausfließen von Säure bei Reigung des Bootes zu verhindern. Sie werden während der Überwasserfahrt mit elektrischer Energie geladen, indem der Wärmemotor eine Dynamomaschine in Umdrehung setzt, die den elektrischen Strom erzeugt. Soll das Boot tauchen, so wird der Wärmemotor abgestellt und nach außen wasserdicht abgeschlossen. Die Dynamomaschine wird jetzt durch die in den Akkumulatoren aufgespeicherte Energie in Gang

